

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 167

Sonntag, den 31. Juli

1920

## Meerkatz.

Novell von  
Fedor von Zobolitz

Will schlug sich mit der flachen Hand auf das Bein. Er sprang auf.

„Ich sag' es ja! Tante Te, mein Feingefühl! Wer hat wieder recht gehabt? Entfinne dich unseres Gesprächs im Erbbeerarten!“

„Es war in den Himbeeren. Aber das ist gleich. Mit hat mir ihr ganzes armes kleines Herzchen ausgegüht. Sie hat lange gesagt, sagte sie — aber nun kam sie raus mit der Sprache. Es ist ja klar darüber geworden, daß sie in einer Ehe mit Brothufen unglücklich werden müßte.“

„Ganz meine Ansicht. Allergrößte Hochachtung vor Brothufen — aber es ist ihm nicht alles zum Ehmann? Er mag ja ein Herz haben — sein Temperament ist Gelatine. Er ist mir zu dreißig.“

„Sprich nicht so, Will. Auch Anita schätzte ihn ungemein.“

„Ich dito — bitte sehr. Das eine hat mit dem andern nichts zu tun. Gar nichts. Es ist ein Unterschied zwischen Liebe und Achtung. Mit Brothufen halte ich ein Schäferstündchen für unmöglich. Er würde gleich von der Welt als Wille und Vorstellung anfangen. Aber die Vorstellung ist höher stärker bei ihm als der Wille.“

„Wenn du mich nun auch mal ein bißchen reden lassen wolltest, möchte ich mit dir besprechen, was zu tun ist.“

„Ich bin der Vater!“ rief Preysingf.

„Das weiß ich ja —“

„Zunächst der Vater.“ wiederholte Preysingf noch einmal, doch immer laut als vorher. Er schritt auf und ab.

„Brothufen muß benachteiligt werden.“

„Selbstverständlich. Ich möchte ihm schreiben, hat Tante Te.“

Preysingf blieb stehen. „Ob das richtig ist?“ fragte er.

„Nicht besser ich?“ — Dann begann er sich. „Nein, du. Schreib du. Schreib du ihm nur!“

„Vorherredend, jagt Mi. Das halt' ich für richtig. Ein braves Gefährdin kann den Mann töten.“

„I Gott beschwör! Der Schopenhauer ist reich wieder in die Höhe. Aber es soll mit ihm recht sein. Vereite ihn vor. So he genisse schonende Salbe hast du ja raus. Die schmeißt du zwischen die Zeilen. Herrje, der Mann tut mir ja leid! Unrechtlich leid. Aber die Mi kann sich doch nicht ja zu reiner Gefälligkeit gegen ihn für Selbstmitleid unglücklich machen!“

„Nein, das geht nicht.“ sagte Tante Te energisch. „Wenn ich bloß wüßte . . . die Mi kommt mit so komisch vor.“

„Zurück!“

„Gott, ich weiß nicht . . . sie hat geschluckt und geheult. Das ist sonst nicht ihre Art. Aber es gibt zu denken. Wenn ich nicht wüßte, daß sie den Fallsteinem —“

„Fallsteinem?“ schrie Preysingf. Er wurde blutrot. „Was ist mit dem?“

„Gar nichts. Unterdrück mich nicht immer und brülle nicht so. Ich wollte fragen: wenn ich nicht wüßte, daß ihr der Fallsteinem durchaus nicht sympathisch ist, könnte man es für möglich halten, daß der ihr den Kopf verleiht hat. Aber sie hat mir erst vor ein paar Tagen gesagt — ich fragte sie nämlich, warum sie denn nicht mehr mit dem Fallsteinem ausreite, und da sagte sie: der sei ihre zu unliebenswürdigste Natur; sie verträge den ewigen Wiederdruck nicht.“

## Sunte Zeitung.

Lieber ins Gefängnis. Eine lustige Episode ereignete sich dieser Tage vor dem Polizeigericht von Holzb. dem höchsten Bedienten an der Nordküste Seland. Der Angeklagte war ein Farbenhändler, der sich dadurch unangenehm bemerkbar gemacht hatte, daß er seiner Frau ein Bierglas an den Kopf geworfen hatte. Er war wegen Erregung öffentlichen Aergernisses angeklagt, und der Polizeimeister verurteilte ihn zu 30 Kronen Strafe. Der Angeklagte fragte: „Kann ich nicht die Strafe abtun?“ „Gewiß können Sie das“, sagte der Polizeimeister, „aber Sie können doch bezahlen!“ „Gewiß, gewiß. Aber ich möchte Ihnen sagen, Herr Polizeimeister, ich habe das ganze letzte Jahr nicht einen einzigen Tag Ruhe gehabt, und daher wäre es mir sehr lieb, wenn ich mich ein paar Tage an einem ruhigen Ort ausruhen könnte.“ „Na, gut, Sie können die Strafe abtun, aber das sind zehn Tage.“ „Sehn Zagen! Mein, solange habe ich nicht Zeit, stillzusitzen, dann will ich lieber bezahlen.“ Der „müde“ Mann bezahlte und verabschiedete sich durch die Tür. Vor der Tür traf er seine Frau, auf deren Anzeige er angeklagt war. Er führte in den Gerichtssaal zurück und sagte zum Polizeimeister: „Ich möchte lieber die Strafe abtun, sie sieht drauhen!“

Die geheimnisvolle Bibliothek. In dem Buch von Lotgar Schilling „Ein Jahr auf Deje“ wird folgende seltsame Geschichte von dem auf Osef befindlichen Gute Karrel, das vor der Reformation ein Kloster war, erzählt: In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen auf dem Gute drei Mönche aus Klästeren dem Gutsherrn, sie seien von ihrem Erbsengeneral in Rom beauftragt worden, einige Bücher aus der alten Klosterbibliothek zu holen. Der Gutsherr erklärte, auf dem Schloß befinde sich keine solche Bibliothek. Darauf erwiderten die Mönche, sie hätten aus Rom Zeichnungen und Pläne mitgebracht, nach denen sie die Bibliothek leicht finden könnten. Sie wollten dem Gutsherrn die Bibliothek gern zeigen, wenn er sich auf dem Wege dahin die Augen verbinden ließe. Der Gutsherr willigte ein, und tags darauf wurde er mit verbundenen Augen eine Zeitlang kreuz und quer in seinem Hause herumgeführt. Dann nahm man ihm die Binde ab, und er sah sich in einem hohen, großen Raum voll alter Schriften und Deude. Die Mönche nahmen einige Bücher. Der Gutsherr protestierte, ließ sich aber schließlich wieder die Augen verbinden und wurde auf dieselbe Weise, wie er in das Gemach gekommen, herausgeführt. Später hat er jahrelang nach der Bibliothekszimmer in seinem Hause gesucht, ohne es jemals finden zu können.

## Literatur.

Adelheid Eiter, „Uns alten Tagen der Thüringer Heimat.“ Verlag Friedrich Andreas Perles u. G. Götting.

Mit ganz ungewöhnlicher Sprachmacht und Formkraft führt uns Adelheid Eiter ins alte romantische Land. Ihre Balladen, bisweilen von männlicher Wucht, sind keine kindlichen Beschuldigungen; gerade deshalb werden sie unserer Jugend gefallen und die Heimatliebe stärken. In schönen Versen, reich an Abwechslung, führt uns die Dichterin zu den Persönlichkeit und Orten, die das Erbgut nicht nur Thüringens, sondern des gesamten deutschen Volkes sind, die doch Thüringens nicht umsonst das Herz Deutschlands. Wieviel neues Leben weckt sie nicht selbst einem so alten Stoff wie dem „Landgraf werde hart“ abzugeben! In welsch bedeutungsvoller Heiligkeit erscheint nicht der Festhimm der heiligen Elisabeth! Wie machtvoll treten nicht Luther und sein großer Gegner Karl der Fünfte vor uns hin!

Rudolf Frieberger, „Siebzehninger Sonette.“ Wien — Berlin. Wiener Literarische Anstalt, „Wla.“

Ein Dichter, dessen Name „in den Kreisen der Reimer guten Klang hat, ein Dramatiker, der seiner April Besess in schöner Hülle darstellte. Die Wiener Literarische Anstalt, „Wla.“ hat mit diesem Verlagsort Hervorragendes geleistet. Druck, Papier und Titelbild — das reizende Weinhausdorf Sievering — erfreuen gleicherweise. Selbst verfeinert die Empfinden des Großhändlers und feingutes Naturempfinden, wie sich Wien, die Heimat des Dichters, aus den lächelnden stillen, wald- und riedumschlungenen Randböckern zur verkehrtsdurchtrauhten Millionenstadt aufbaut.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Or. Ulrichstr. 68 Fernruf 4520.

Einmalige Art der Verlobungsringe waren die sogenannten „Bardinet-Ringe“ des 17. und 18. Jahrhunderts, die aus Nischen kamen. Sie hatten die Form eines Blumenkorbes und waren mit farbigen Steinen besetzt, die die Blumen darstellten. Diese bekanntesten die künstlerischen Beispiele, umschlossen zuweilen ein Herz, das aus einem einzigen Rubin oder Diamant bestand.

Im 18. Jahrhundert wurde der Ring als Ehesymbol überall allgemein gebräuchlich. Ursprünglich tauchten aber nicht nur die Jungvermählten Ringe, auch an alle Hochzeitliche wurden Ringe verteilt, eine hübsche aber etwas schließliche Sitte, die allmählich außer Gebrauch kam. So wurden noch bei der Hochzeit der Königin Victoria von England sechs bis sieben goldene Ringe unter die Gäste verteilt. Jeder Ring trug das Bild der Braut mit der Unterschrift „Victoria Regina“. Der Verlobungs- und Eheschmuck wurde im Laufe der Zeit immer einfacher und schließlich zu dem gleichen Goldreif, wie er heute allenthalben gebräuchlich ist. In den meisten Gegenden Deutschlands wird er während der Verlobungszeit an der linken, nach der Hochzeit an der rechten Hand, und zwar am vierten, dem sogenannten Ringfinger, getragen. Die Engländer und Amerikaner tragen den Trauring dagegen meist dauernd an der linken Hand, und zwar am Mittelfinger. Auch dahinter sind von Schmuckkünstlern schon allerhand Symbole gesucht worden, wie die größere Nähe der linken Hand zum Herzen und der mit ihr verbundenen Begriff der Demut und Abhängigkeit gegenüber der Bedeutung der rechten Hand, von der aus Kraft und Autorität entspringt. In Wirklichkeit tragen natürlich die praktischen Angehörigen den Ring nur aus praktischen Gründen an der linken Hand, weil diese weniger benutzt und der Ring dadurch in geringerer Weise Beschädigungen ausgesetzt wird. Trägt man doch auch bei uns die eigentlichen Schmuckstücke fast vorwiegend zur Zierde, und nur der Ehering ziert den vierten Finger der rechten Hand, der in dieser Vereinstimmung auch seine Bedeutung und Sonderstellung unter dem Ringherrschaft dokumentiert.

## Kopfarbeit und Handarbeit

was von beiden ist nach seinem höheren Kräfteaufwand höher zu bewerten? Wie Dr. Strekel in den „Mädch. Kadz. der Universitätszeitung“ ausführt, ist eine Durchschnittsstunde geistiger Arbeit unbedingt höher zu bewerten als eine rein körperliche, und daher sei für geistige Arbeiter der Achtstundentag abzulehnen.

Für die Bewertung der Arbeit höherer Lehrer zum Beispiel kommt folgendes in Betracht: 1. wöchentlich 24 Pflichtstunden, die dem geistigen und körperlichen Kräfteaufwand nach die Durchschnittsstunde übersteigen. 2. Die Vorbereitung; sie beträgt selten weniger als eine Viertel- bis eine halbe Stunde, sehr häufig aber beansprucht sie mehrere Stunden, und dies um so öfter, je weiteren Spielraum das Fach dem Lehrer läßt. Für jede schriftliche Aufgabe aber gilt es als oberstes Grundgesetz: es selbst machen! So kommt für jede Unterrichtsstunde auf eine Stunde Vorbereitung heraus. 3. Die Durchsicht schriftlicher Arbeiten. Hier ergab die Untersuchung einer Schule von 350 Schülern mit 14 Klassen für jeden der 20 Vorklassen eine Durchschnittsarbeit von sieben Stunden wöchentlich. 4. — ein sehr wichtiger Punkt! — muß der Lehrer in enger Fühlung bleiben mit der Wissenschaft seiner Fächer und der Pädagogik der Gegenwart. Fünf Stunden wöchentlich hierfür sind herzlich wenig. 5. hat der Lehrer eine Anzahl Beratungsarbeiten zu erledigen. Hierher gehören unter anderem die Beratungen, Fernberechnungen, die Führung von Alben, der dienstliche Verkehr mit Eltern usw., die Verteilung von Sammlungen und anderes. Hierfür genügt meistens eine Stunde wöchentlich nicht.

All das ergibt aber zusammen wöchentlich 61 Stunden, also ein wesentliches Mehr gegenüber dem Achtstundentag.

Den Einwand, die Unterrichtsstunden habe nur 45 Minuten, wird wohl auch der Pädagogische Gegner fallen lassen, wenn man ihn darauf hinweist, daß die Klassen nur für die Schüler, nicht für die Lehrer da sind, die während derselben häufig genug zu tun haben. Ein weiterer Einwand betrifft die Ferien. Einmal dienen diese der größeren Bekämpfung in das, was oben unter dem vierten Punkt erwähnt war.

Und dann ergeben sich bei einer Verteilung der 61 Stunden statt auf 40 Wochen auf deren 48 — denn vier Wochen Urlaub jährlich hat jeder zu beanspruchen — immer noch 61 Stunden!



